



... kann das weg?

Vom Ausmisten
und Behalten





Liebe Leserinnen und Leser,

haben Sie unsere letzte Ausgabe gelesen? »Die sieben Todsünden« lösten Diskussionen aus. Aufgrund dessen haben wir die Erfahrung machen dürfen: Unser Gemeindemagazin wird gelesen.

Jetzt halten Sie die neueste Ausgabe in Händen.
AUFRÄUMEN, ENTRÜMPELN, AUSMISTEN.

Die »weg-damit« und »ich-brauche-das-noch«-Kultur ist ganz unterschiedlich, wie auch wir Menschen nicht unterschiedlicher sein können.

Was ist (uns) wichtig, sind es materielle Güter oder sind es die Menschen, die wir mit bestimmten Gegenständen verbinden, verwahrt man alles Wichtige, solange man Platz hat?

Weg damit, also »klar Schiff« machen, ist man dann mit sich im Reinen? Beneidet man diese Menschen? Oder können sich diese Menschen nur nicht mit Dingen auseinandersetzen, die vielleicht Probleme machen könnten, Erinnerungen wecken, die man schon lange verdrängt hat?

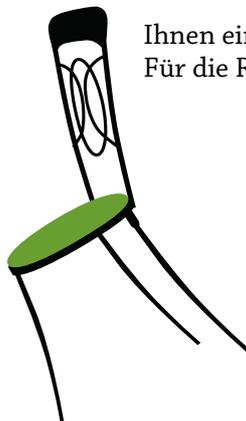
Diese Ausgabe wird kein Ratgeber sein, sondern beinhaltet Artikel, in denen Psychohygiene genauso eine Rolle spielt wie die Auseinandersetzung mit kirchlichen Traditionen. Wie geht ein Ehepaar mit der Trennung um und was macht ein Therapeut, wenn er sich bemüht, einen Menschen von seiner Sucht zu befreien? Des Weiteren haben wir Menschen (und uns) gefragt, was sie ein Leben lang begleitet. Lesenswert!

Bevor Sie sich jetzt aber dem für Sie interessantesten Artikel zuwenden, bitten wir um Ihre Aufmerksamkeit in eigener Sache.

Aus unserem Team haben sich Cäcilie Prangenberg, nach 20 Jahren, Herbert Roithmeyer, nach 14 Jahren und Martin Philippen verabschiedet. Sie haben dieses Ehrenamt mit viel Engagement begleitet, die Zusammenarbeit war stets interessant und wertvoll. Auf diesem Weg möchten wir uns für die jahrelange Treue und Verlässlichkeit ganz herzlich bedanken und ihnen für die Zukunft alles Gute wünschen.

Ihnen eine unterhaltsame Lektüre!
Für die Redaktion

Edith Hilgers



»Eigentlich müsste ich mal wieder

Wer kennt diesen Satz nicht? Dass wir mit diesem Vorhaben nicht alleine stehen, zeigen diverse Sendungen im Reality-TV. Da kann man zuschauen, wie sich Experten im Ausmisten oder Verkaufen durch Keller und Wohnräume von Menschen graben, die sich nicht von ihrem Trödel, Gerümpel oder angesammelten »Kostbarkeiten« trennen können.

Es gibt unzählige Ratgeber auf dem Buchmarkt, die betonen, dass für das persönliche Wohlbefinden weniger oft mehr ist.

Ein erfolgreiches Lied der Band »Silbermond« nimmt sich dieses Themas an: »Eines Tages fällt dir auf, dass du 99 % nicht brauchst. Du nimmst all den Ballast und schmeißt ihn weg, denn es reist sich besser mit leichtem Gepäck.«

Zum Jahreswechsel haben sich viele Menschen etwas vorgenommen, was sie im neuen Jahr anders und besser machen wollen. Wieviel davon haben sie wirklich umgesetzt?

In ein paar Wochen beginnt eine Zeit, in der wir wieder aufgerufen sind, auf unser Leben zu schauen und uns darauf zu besinnen, ob es so läuft, wie wir es uns eigentlich wünschen: die Fastenzeit.

Viele Illustrierte haben schon zum Jahreswechsel versucht, die nächsten Diäten für Frau und Mann schmackhaft zu machen. Titel wie »Endlich mehr Zeit«, »Endlich den Traumpartner finden« und »Der ultimative Weg zur Traumfigur« sollen Leser locken.

Endlich mal wieder den alten Freund anrufen, endlich den Keller ausmisten, sich endlich um das Küchenregal kümmern, in dem die Weinflaschen auch mal ordentlich in Reihe stehen könnten, ...

Das scheinen Ziele zu sein, die eine gesellschaftliche Relevanz haben. Ziele zu haben, ist etwas sehr Sinnvolles (wobei man sich über die Frage streiten kann, ob man ein Weinregal als ein Ziel definieren sollte), aber mal ehrlich: bleiben diese Dinge nicht doch sehr oberflächlich?

Was haben diese Dinge wirklich mit meinem Leben zu tun? Was zählt wirklich? Was sind die Dinge in meinem Leben, die ich in eine Schatztruhe packen und auf eine einsame Insel mitnehmen würde? Wären das die alten Kinderspiele im Keller oder auf dem Speicher? Die Küche mit den neuen Induktionsplatten? Das schmucke Weinregal?

Was in meinem Leben hat tatsächlich mit LEBEN zu tun? – Um genau diese Frage geht es in der Fastenzeit.

Sie gibt mir den Impuls, mich und mein Leben ganz ehrlich anzuschauen, auch mit all den Dingen, die gut sind, die mich zufrieden machen. An dieser Stelle werden nun manche Leserinnen und Leser denken: »Hä? Geht es nicht um das Gegenteil davon, sich toll zu finden?« – Abwarten! ;-)

Viele Menschen müssen lernen und regelrecht einüben, wertschätzend mit sich selbst umzugehen. Es geht in der österlichen Bußzeit (= Fastenzeit) nicht darum, mir – bildlich gesprochen, – ein Büsserhemd anzuziehen und mir selbst und allen anderen ständig mitzuteilen, wie schlecht und unzureichend und sündig ich bin. Im Gegenteil: Es geht sehr darum mich zu erkennen und das, was ich sehe, anzunehmen. Und dazu darf ich mir auch mal auf die Schulter klopfen. Ich bin herausgefordert, den inneren Richter, den ständigen Be- und Verurteiler in mir auszumisten, jene Stimmen und »Dämonen« in mir, die mich immer dazu bringen wollen, »die Löcher zu sehen und nicht den Käse.« Spirituell und christlich gesprochen heißt das, dass ich einübe, mich (und alle anderen) mit den Augen Gottes zu sehen: das Einzigartige, das Wertvolle und Wunderbare, das in mir ist – das ich aber nicht oder nur wenig zu sehen vermag. Wenn Jesus sagt: Liebe Gott und deinen Nächsten, wie dich selbst! – dann geht es genau darum.



Was brauche ich?

richtig ausmisten.«

Danach kann ich auch die Dinge in den Blick nehmen, die das Leben, durch äußere Umstände und meine innere Verfassung, schwer und unübersichtlich machen. Das ist anstrengend und nicht leicht, aber zum Glück gibt es ja ein paar Wochen Zeit dafür. Manchmal werde ich nur einen kurzen Blick werfen wollen auf manches, was ich da entdecke und mir bewusst mache. Das ist aber sehr okay. Irgendwann werde ich mutiger sein und es mir genauer ansehen – mit Neugier, Verständnis und Liebe. Viele schleppen einen Ballast mit sich herum, der sie hemmt und nicht vorwärtskommen lässt.

Das lähmt und lässt sie das, was sie an Potential in sich haben, nicht leben und manchmal fühlt es sich an, als führen sie »mit angezogener Handbremse« durch ihr Leben, das gemeinerweise auch noch so schnell dahinstrast.

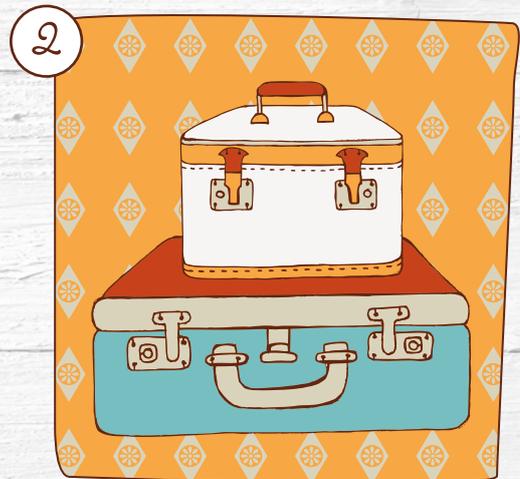
Die Fastenzeit ist eine Zeit des inneren Aufräumens. Ich werde vermutlich nicht alles ausmisten und entrümpeln können, aber vielleicht gibt es für manches in mir einen neuen, besseren Ort. Eine Kiste oder Schublade, die sich nicht mehr so leicht öffnet, und in der die Dinge ihren Platz bekommen, die mich so oft klein machen, die mich neidisch oder gehässig oder ärgerlich oder sonst was machen, das mir und anderen nicht gut tut. Das ist Ballast, den ich nicht brauchen kann. Eventuell kann ich das sogar zum Sperrmüll geben.

Und vielleicht kommt an diesen frisch entrümpelten Ort nun etwas, das mir und anderen gut tut. Vielleicht sind das Barmherzigkeit oder eine wertschätzende Stimme in mir, die Gabe, anderen Menschen etwas zu gönnen. Gute Dinge, die ich schon länger aus dem Blick verloren habe, denen ich schon lange keine Aufmerksamkeit geschenkt habe, die werden nun da platziert, wo ich sie schnell finde, wenn ich sie brauche. Ausmisten, entrümpeln und umräumen. Das tut der Seele gut.

Ostern ist der Zielpunkt der Fastenzeit. Ostern – das ist die Feier des Lebens und der Liebe Gottes zu uns allen und die Feier des Lebens und der Liebe Gottes in mir!

Wie großartig sich das wohl anfühlt? Wie befreiend! Hat was von Auferstehung, oder? Also: Habe den Mut, in dir zu entrümpeln! Es gibt viel zu entdecken und zu gewinnen!

Diakon Uli Merz



ENTRÜMPELN
... abzugeben wegen Trennung ...





Als ich vor Annas (Anm.: Name von der Redaktion geändert) Haustür stehe, ist mir schon etwas unwohl. Darf man das? Für einen Artikel über das notwendige Aussortieren infolge einer Trennung alte Wunden bei den Geschiedenen aufreißen? 25 Jahre hat Anna mit ihrem Mann zusammengelebt, drei mittlerweile erwachsene Kinder großgezogen, ehe 2007 die Trennung erfolgte.

Meine Bedenken sind schnell dahin, denn sie begrüßt mich herzlich und beginnt direkt zu erzählen. „Ich weiß gar nicht, ob ich die richtige Person für’s Entrümpeln bin,“ sagt sie, „denn eigentlich musste ich nichts fortgeben. Er ist einfach gegangen.“

Dass ihr Mann kein Interesse an den gemeinsamen Sachen hatte und nicht einmal seine persönlichen Gegenstände mitgenommen hätte, wenn sie sie ihm nicht gepackt hätte, führte dazu, dass sie fast alles behalten hat, was im gemeinsam renovierten Haus Platz gefunden hatte. Auch im Zuge einer Aufteilung des Hauses mit einem neuen Mieter und dem Auflösen der Kinderzimmer sind nur beschädigte oder funktionslos gewordene Möbel und Gegenstände auf dem Müll gelandet. „Ich entrümple allgemein sehr selten, denn ich hänge an alten Sachen, auch wenn sie schon 20 oder 30 Jahre alt sind. Und da ich einen großen Keller zur Verfügung habe, bewahre ich Vieles auf. Ich freue mich, dass ich die schönen Dinge um mich haben kann.“ Als ich danach frage, was besonders wertvoll für sie ist, strahlen ihre Augen plötzlich und sie erzählt von persönlichen Gegenständen, die vielleicht keinen materiellen, aber einen hohen ideellen Wert haben. Die Fotoalben, Kuscheltiere und Selbstgebasteltes der Kinder und alte CDs („sogar Schallplatten!“) sind es, an denen ihr Herz hängt, da sie mit schönen Erinnerungen verbunden sind. Schmunzelnd gibt sie zu: „Ich habe die alte Kinderküche, mit denen meine Töchter und der Sohn damals gespielt haben und die nun wirklich keinen Wert mehr hat, immer noch im Keller. Und mehrere Basteleien meiner Kinder habe ich aufbewahrt, sie sind ganz besonders!“

Während Annas Blick über Möbel, Bilder und den liebevoll eingerichteten und dekorierten Wohnbereich schweift, wird deutlich, dass in diesem Haus alles an seinem richtigen Platz steht und wertgeschätzt wird. Es scheint für Außenstehende komisch, dass sich im Haushalt wenig verändert hat, wo doch eine Person diesen verlassen hat. „Der Gedanke an eine Trennung

reifte über eine lange Zeit, es gab daher keinen Streit,“ berichtet Anna. „Ich habe damals die Initiative ergriffen, es war dann eher eine Erleichterung. Am Anfang ist es jedoch wie ein Entzug, da fehlt dann plötzlich jemand, der immer da war.“

Die Unterstützung ihrer Familie und Freunde gab ihr Kraft, durch die schwierige Zeit zu gehen, ohne verbittert zu werden. „Die gemeinsamen Möbel und Gegenstände habe ich nie in Verbindung mit der Trennung gebracht – die Sachen können doch nichts dafür!“ Obwohl es unschöne Erinnerungen gibt, sind es die gemeinsamen schönen Zeiten mit Mann und Kindern, die in ihrer Erinnerung Vorrang haben. Mittlerweile habe ich gemerkt, dass ich mit meinen Fragen wirklich keine alten Wunden aufreiße, da Anna sehr offen und sachlich über ihre Trennung spricht. Doch als ich sie frage, inwiefern ihrer Ansicht nach Emotionen entrümpelt werden können und müssen, bleibt sie für einen Moment ganz still und nachdenklich. „Ich glaube, dass man Emotionen eher verdrängt, denn man kann sie nicht entrümpeln. Es ist aber auch gesund für uns Menschen, wenn wir sie wegpacken können und sie uns nicht mehr belasten.“

Anders als bei traumatischen Erlebnissen, bei denen ein Loslassen von Erinnerungen wichtig sei, seien ihre Erinnerungen von schlechten und vor allem guten Zeiten geprägt, die zum Leben dazugehörten. Sie erklärt ihre Einstellung mit einem Bild: Die unguuten Erinnerungen und Gefühle habe sie weggepackt, könne sie aber wieder herausholen, wenn sie wolle. Sie seien ein Teil ihrer Erfahrungen, aber sie ziehe keine negativen Schlüsse aus dem Scheitern der Ehe und den damit verbundenen Erlebnissen. Die rationale Art und Weise, in der Anna spricht, könnte man auf den ersten Blick als Schutzhaltung ansehen, doch wenn man sie dabei ansieht, merkt man, dass sie wirklich ihren Frieden mit der Situation geschlossen hat. Das Gefühl eines großen, nachhaltigen Verlustes kommt im Gespräch nicht auf; vor mir sitzt eine Frau, die sich ganz bewusst für die Trennung von ihrem Mann entschieden hat und deswegen die gemeinsamen Erinnerungen und Gegenstände genauso wertschätzt wie zuvor. Aber der neue, geklärte Blick auf das Gemeinsame, das Positive und die veränderten Gefühle prägen Annas Jahre nach der Trennung. Insofern ist sie vielleicht doch die richtige Ansprechpartnerin für’s Entrümpeln gewesen.

Steffi Kessler

Aufräumen entlastet



Warum Ordnung uns stärkt

Aus psychologischer Perspektive existieren viele Lebenswelten und Anlässe, die von geregelten und klaren Strukturen, von Transparenz und Überschaubarkeit profitieren: So zum Beispiel im Job, im Straßenverkehr, innerhalb zwischenmenschlicher Beziehungen oder in uns selbst. Dabei ist es wichtig, bereits erste Anzeichen zu erkennen, die Hinweise auf nahendes Wirrwarr, Durcheinander oder sogar Chaos geben können. Gemeint sind etwa unangenehme Gefühle wie Unruhe und Erschöpfung, Gereiztheit und Ärger, aber auch sich wiederholende Streitigkeiten, ambivalentes Verhalten, Traurigkeit oder Ängste. Sie zeigen uns an, dass etwas in Unordnung geraten ist.

Dissonanzen aufspüren und Ordnung schaffen

Diesen Indikatoren des Ungleichgewichts zugrunde liegen widerstreitende Interessen zwischen Menschen oder Gruppierungen, widersprüchliche Anforderungen zwischen Umweltbedingungen und ihren Nutzern oder diskrepante Bedürfnisse innerhalb der eigenen Person. Es ist daher von Bedeutung, Schwierigkeiten am Arbeitsplatz, Risiken, Streitgründe oder Faktoren der eigenen Unzufriedenheit zu verstehen. Geschieht dies nicht und gibt es keine Möglichkeit, das Verworrene zu begreifen, kommt es zur Abwehr zentraler Wünsche, zu Trennungen, eventuell zu Unfällen oder Erkrankungen. Das heißt, wir sollten uns kritisch mit dem auseinandersetzen, was unserem Wohlergehen entgegen, sozusagen im Wege steht: Analysieren, sortieren, bewerten und entscheiden – quasi aufräumen. Erst dann können wir planvoll handeln, Ordnung schaffen, etwas oder uns verändern.

Verantwortung tragen

Bei all dem begleitet uns von Fall zu Fall die Frage danach, wer für die Schiefelage, für die Unordnung verantwortlich ist. Ist es der Betrieb, die Chefin, der Kollege? Sind es die Regeln? Die Partnerin? Der Stress? Fragen wir Kinder danach, weswegen sie ihr Zimmer nicht aufgeräumt haben, so erhalten wir allerlei Rechtfertigungsantworten, die uns teilweise zum Schmunzeln bringen. Kinder haben aufgrund ihrer Unbedarftheit und Flexibilität oftmals auch (noch) keine Probleme, sich eine Zeit lang mit Leichtigkeit über ihr Durcheinander hinweg zu bewegen. Spätestens jedoch, wenn das Chaos perfekt ist, greifen die Eltern ein. Dieser Komfort endet mit der individuellen Selbstständigkeit. Ab da lernen wir, dass die Verpflichtung für ein geregeltes Leben bei jedem Einzelnen liegt. Dies schließt nicht aus, dass strukturelle, situative Gegebenheiten uns das ›In-Ordnung-Sein‹ erschweren können. Um so wichtiger bleibt der wiederkehrende, aufmerksame Blick nach außen und innen.

Ballast abwerfen

Klienten, die zu mir kommen, suchen Entlastung, Klärung und Harmonie – ja, auch Glück, Gerechtigkeit und Erfolg. Manchmal wollen sie lediglich bestimmten (gesetzlichen) Ansprüchen genügen. Um diese Ziele erreichen zu können, müssen sie und ihre Lebenswelten ›aufgeräumt‹ werden. Sowohl in Einzel- und Gruppengesprächen als auch in meiner verkehrs- und organisationspsychologischen Arbeit geht es daher sehr oft darum, Hemmendes, Bedrückendes und in die Irre Führendes bewusst zu machen und Dysfunktionales über Bord zu werfen. Das erfordert ein gewisses Maß an Struktur, Disziplin und Entscheidungskraft. Im günstigen Fall bleibt das, was wirklich zählt. Der Mandant verfolgt erleichtert und insbesondere gestärkt seine weiteren – nicht selten auch neuen – Vorhaben.

Kai Lenßen

Sozialer Verhaltenswissenschaftler für Arbeits-, Umwelt-, Gesundheits- und Verkehrspsychologie. Geschäftsführer des Forschungs- und Entwicklungsbüros Lenßen & Lenßen, Düsseldorf. Lehrbeauftragung an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf (Sozialwissenschaftliches Institut).





DAS GANZ GROSSE AUSMISTEN

Das Chaos der Sucht besiegen

„Und nach der Therapie sollten Sie eine Selbsthilfegruppe besuchen!“

Wie oft habe ich diesen Satz gehört und auch selbst ausgesprochen. Ich erinnere mich an die Zeit, als ich ihn selbst nicht verstanden habe und ich sehe immer wieder blankes Unverständnis in den Augen der Patienten, wenn ich ihnen diesen Königsweg zu dauernder Abstinenz ans Herz lege. Als langjährig trockener Alkoholiker und aus meiner Erfahrung in der Arbeit mit Süchtigen weiß ich, dass der Besuch von Selbsthilfegruppen zur Nachsorge bei Suchterkrankungen gehört. Regelmäßige Gruppenteilnehmer haben deutlich bessere Chancen, Rückfälle zu vermeiden und ihr Leben in geordnete und befriedete Bahnen zu lenken. Und auch Angehörige von Abhängigen können in Gruppen Wege zum besseren Umgang mit dem Betroffenen finden.

Warum ist das so?

Sucht ist für gesunde Menschen ein Buch mit sieben Siegeln. Zu irrational erscheint ihnen das Verhalten des Abhängigen, der scheinbar sehenden Auges und unaufhaltsam in sein Unglück rennt. „Das muss er doch einsehen!“ jammert der Freund, „Er hat mir doch versprochen, dass er aufhört zu trinken!“, klagt die Partnerin. „Glaubt er denn, ich merke das nicht?“, denkt sich der Vorgesetzte. Und trotzdem konsumiert der Süchtige weiter, vertuscht, lügt, vernachlässigt seine Familie. Verlust des Führerscheins, der Arbeitsstelle, der Wohnung, des Partners – nichts kann ihn aufhalten. Sucht ist mächtig! Sucht hindert den Erkrankten lange Zeit daran zu erkennen, dass er krank ist. Und deshalb zerrüttet er seine Gesundheit, körperlich und psychisch und bringt seine sozialen Bezüge nachhaltig in Unordnung!

Wie entwickelt sich Sucht?

Alkohol und andere Drogen schleichen sich langsam ein. Je früher der Konsum einsetzt, je öfter konsumiert wird und je mehr Suchtstoff bei diesen Gelegenheiten zugeführt wird, desto schneller kann sich Abhängigkeit entwickeln, kann sich die Unordnung im Leben breit machen. Ein bisschen Unordnung schadet doch nicht, oder? Jugendliche sehen, wie Erwachsene durch Alkohol enthemmt werden. Oft werden sie in ihrer Clique durch Ältere mit Drogen bekannt gemacht. Gruppendruck und der Wunsch dazuzugehören, tun ein Übriges. Das Rauscherlebnis wird oft als befreiend empfunden. Missstimmungen lassen sich mit Alkohol und Drogen unterdrücken. Häufiger Alkoholmissbrauch führt zur Gewöhnung an die Droge Alkohol mit der Folge, dass der Trinker lernt, die alkoholbedingten Ausfälle zu kompensieren und nicht merkt, wie er im Chaos versinkt. Die Familien leiden mit!

Die Angehörigen haben einen großen Teil der durch Alkohol hervorgerufenen Lasten zu tragen. Der Trinker versucht, sie für seine Zwecke einzuspannen. Sie müssen Alkohol beschaffen, ihn gegenüber dem Arbeitgeber und der Öffentlichkeit entschuldigen und decken. Wenn sie nicht wie gewünscht funktionieren, kann es sein, dass er aggressiv wird. Er wird zunehmend unfähig, eine Beziehung aufrechtzuerhalten oder sich um die Erziehung seiner Kinder zu kümmern.

Was kann man gegen Sucht tun?

Das ganz große Ausmisten!

Wenn der Süchtige uneinsichtig ist, kann ihm niemand helfen! Erst wenn er zu der Einsicht kommt, dass es für ihn so nicht mehr weitergeht, kann man ihn an die Hand nehmen und ihm den Weg zeigen, wie er seine chronische Erkrankung zum Stillstand bringen kann. Er muss akzeptieren, dass es für ihn nur noch die Chance gibt, völlig auf den Alkohol zu verzichten. „Kontrolliertes Trinken“ ist für den Rest seines Lebens nicht mehr möglich. Beispiele abstinent lebender Mitglieder von Selbsthilfegruppen können seine Motivation stützen. Beim Absetzen des Suchtmittels kann es aber zu Komplikationen (Krampfanfällen) kommen. Deshalb gibt es spezielle Entzugsabteilungen in Kliniken, wo der Patient in der ersten Woche unter ärztlicher Kontrolle notfalls mit medikamentöser Unterstützung ohne Alkohol lebt.

Dann beginnt das große Aufräumen.

Der Patient muss lernen, sein Leben ohne Suchtmittel neu zu bewältigen. In den langen Jahren des Rausches hat er zumeist völlig verlernt, seinen Tagesablauf zu strukturieren und sein Pensum konsequent abzuarbeiten. Auch gilt es, schlechte Stimmungen und Unlustgefühle ohne Suchtmittel auszuhalten. Wer so lange seine

Probleme unter den Tisch getrunken hat, der muss mühsam wieder lernen, mit Schwierigkeiten nüchtern umzugehen. Dieser Prozess wird in der sog. Therapie eingeleitet. Das ist eine strukturierte Behandlung durch Ärzte, Psychologen und therapeutisch ausgebildete Suchtberater. Während der Behandlung übt der Patient, sein Leben ohne Suchtmittel zu führen. Er lernt, sich an Regeln zu halten, sich sinnvoll zu beschäftigen, Kontakt zu anderen Menschen aufzunehmen. Vor allem lernt er Wege kennen, mit Konsumwünschen („Suchtdruck“) umzugehen.

Nach Abschluss der Therapie und etwaiger Nachsorge ist der Heilungsprozess aber nicht abgeschlossen. Da Sucht chronisch ist, besteht jederzeit die Gefahr eines Rückfalls. Viele Patienten stürzen nach der ersten Euphorie in ein tiefes seelisches Loch. Sie haben mit den Nachwirkungen ihres süchtigen Lebens zu kämpfen. Verlust des Führerscheins, des Arbeitsplatzes, Schulden, Trennung von PartnerIn führen zu Belastungen, die gerade zu Beginn der Abstinenz nur schwer zu ertragen sind. All die Probleme, die er mit Hilfe seines Suchtmittels verdrängt und nicht bearbeitet hat, türmen sich jetzt vor seinem nüchternen Auge auf und wollen möglichst sofort gelöst sein! Während der Konsumphase hat er bisweilen verlernt, wie man Probleme angeht. Eine zusätzliche Belastung entsteht durch Schuld- und Schamgefühle, die sich im Rückblick auf die in der Sucht vergeudete Zeit und das den Angehörigen zugefügte Leid bei vielen „trockenen“ Alkoholikern einstellen.

Selbsthilfe hilft!

Wer die Sucht auf Dauer hinter sich lassen will, sollte sich einer Selbsthilfegruppe anschließen, wie zum Beispiel dem Kreuzbund, denn gemeinsam räumt es sich leichter im Leben auf. Die Erfahrung lehrt, dass durch den regelmäßigen Besuch einer solchen Gruppe das Risiko eines Rückfalls deutlich verringert wird. Die Mitglieder einer Selbsthilfegruppe kennen aus eigener Erfahrung die Sucht, sie sind in der Lage, sachgerechte Anregungen anstelle von Patentrezepten zu geben. Sie erkennen Rückfallgefahren oft früher als der Betroffene selbst und können so wirksame Hilfe zur Selbsthilfe geben. Hier kann der „trockene“ Abhängige Schritt für Schritt seine Probleme angehen und mit Hilfe der Gruppe bearbeiten. Und er kann auch anderen auf dem Weg aus dem Chaos helfen und so das Gefühl gewinnen, der Gemeinschaft und der Allgemeinheit einen wichtigen Dienst zu leisten.



Reinhard Metz





Tempelreinigung – auch in der Kirche?

Betrachtung eines nicht mehr ganz so kirchennahen Theologen

Jesus räumt auf – sowohl im Markusevangelium (Mk 11,15-17) als auch im Lukasevangelium (Lk 19,45-46) wird berichtet, dass Jesus nach seiner Ankunft im Tempel begann, „die Händler und Käufer aus dem Tempel hinauszutreiben“ (Mk 11,15). Und seine Begründung ist: „Heißt es nicht in der Schrift: „Mein Haus soll ein Haus des Gebetes für alle Völker sein! Ihr aber habt daraus eine Räuberhöhle gemacht“. Und die Konsequenz dieser Provokation? Die Mächtigen, die Hohenpriester und Schriftgelehrten, lassen sich das nicht gefallen; ihr Beschluss ist klar: Dieser Mann muss weg! Das Aufräumen macht den Mächtigen Angst, fürchten sie doch um ihre Pfründe – und daran hat sich in den mehr als 2000 Jahren seit Jesu Tod nichts geändert. Wer aufräumt und entrümpelt, stellt herrschende Macht in Frage, will neue Perspektiven entwickeln.

Nun gibt es nicht wenige Menschen, die um der Kirche und ihrer Botschaft willen meinen, dass dringend ein Aufräumen an der Tagesordnung wäre. Dies wurde mehr als deutlich in den Themen und Auseinandersetzungen vor und während der jüngsten Bischofssynode. Medienwirksame Skandale der letzten Jahre, wie zum Beispiel der jahrelang vertuschte sexuelle Missbrauch durch Priester oder der Neubau der Limburger Bischofsresidenz sind weitere Synonyme für ein System Kirche, das aufgeräumt gehört.

Und genau wie in dem Konflikt zwischen Jesus und dem damaligen religiösen Establishment (siehe oben) geht es um die Frage nach der Macht. Und damit beginnt das Problem: Denn, anders als in unserer demokratisch verfassten Gesellschaft (alle Macht geht vom Volke aus!!), herrscht in der katholischen Kirche ein anderes Verständnis: Macht ist nicht demokratisch legitimiert, also von unten nach oben strukturiert, unterliegt auch nicht der Kontrolle und bietet keine Partizipationsmöglichkeiten. Da die Kirche sich als von Gott und damit von einer nicht hinterfragbaren Größe eingesetzt versteht und durch

die und in der Kirche die Autorität Gottes sichtbar wird, ist die Folge ein von oben nach unten gegliedertes hierarchisches System – und das ist qua göttlicher Autorität nicht hinterfragbar. Und so ist Macht in der Kirche patriarchale Macht und wird es vorläufig auch bleiben, denn welcher Profiteur eines Systems wird seine Macht schon freiwillig aufgeben?

Zudem: Katholische Kirche lebt und arbeitet weltweit; die Wünsche nach Veränderung in Europa sind vermutlich andere als in Afrika oder Südamerika. Eine notwendige Bedingung für das „Aufräumen“ wäre eine Kirche, die Einheit in Vielfalt und nicht in Einheitlichkeit lebt. Und wer in dieser Kirche aufräumen will, der kann sich Jesus zum Vorbild nehmen: Er ist in diesen für ihn letztlich tödlich endenden Konflikt gegangen, weil er eine Vision hatte: „Jesus hat nicht die Kirche, sondern das Reich Gottes gepredigt, das bedeutete: Befreiung für die Armen und Trost für die Weinenden, Gerechtigkeit, Frieden, Vergebung und Liebe... Jesus befreit zur Freiheit und zur Liebe.“¹ Wenn Jesus von der ihm gegebenen Macht redet (Mt 28,18: Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf Erden), dann meint er die Macht Gottes und das ist nach neutestamentlichem Verständnis die Macht der Liebe und nicht Herrschafts-Macht. Wer in diesem Sinn in dieser Kirche aufräumen will, der sollte nicht auf die Erlaubnis von oben warten, dass sich etwas verändern darf. Und dabei ist immer eines zu beachten: Jesus hat nicht den Konflikt gesucht, weil er für sich Einfluss, Macht oder was auch immer anstrebte, sondern weil er das Reich Gottes durchsetzen wollte, das war seine Perspektive – und daran hat sich ein Aufräumen in Kirche auszurichten.



Gerd Marzinkowski

Von 1979 bis 1983 Kaplan in St. Maria Rosenkranz

Jetzt Mitarbeiter im Paritätischen Wohlfahrtsverband NRW

¹Leonardo Boff, *Kirche und Charisma*, Düsseldorf 1985, S. 115



Mit einem Rucksack ins Sabbatjahr



Es ist wie jedes Jahr, Weihnachten kommt schneller. Als man denkt. Das ganze Jahr weiß man genau, wann der Termin ist, aber ist der Advent einmal da, vergeht die Zeit bis zum Fest viel zu schnell und es bleibt noch so unendlich viel zu tun. Was hat man sich nicht alles vorgenommen?!

So oder so ähnlich erging es uns auch mit den Vorbereitungen zu unserem Sabbatjahr – ein ganzes Jahr Auszeit vom Alltag. Ein Jahr reisen, in fremde Kulturen und Länder abtauchen, den Kopf frei machen, seinen Horizont erweitern. Aber vorher kam das große Aufräumen, Aussortieren und Entrümpeln. Ein halbes Jahr vor dem denkwürdigen Datum – 30. Juni 2013 - Auszug aus dem Einfamilienhaus mit sechs Schlafzimmern, zu vielen Kellerräumen, Ecken und Stauraum ...

Rückblende: Weihnachten 2012 – beim trauten Zusammensein verkündeten wir den erwachsenen Söhnen, dass sie bis Mitte Juni 2013 all die Sachen aus dem Haus entfernen müssten, die ihnen lieb und wertvoll wären – nicht, dass die gedankliche Planung nicht bereits sechs Jahre zuvor Form angenommen hätte, dennoch: Hektik machte sich breit. Kommentare wie „Ich hab‘ doch kaum noch etwas hier“ bis „Aber wo soll ich denn mit dem Bett, Schrank, Bild ... bleiben?“ folgten. Es stellte sich schnell heraus, dass es mehr war als vermutet, was da noch so herumstand, aber Juni 2013 war ja noch so weit weg. Auch in unseren Gedanken vergingen die Wochen bis Ostern 2013 eher normal, aber wir hatten wenigstens schon den ersten Trödelsamstag hinter uns gebracht und uns daran erfreut, dass man für seine alten Sachen, die man eh nicht mehr haben wollte, gutes Geld bekam.

Nach Ostern wurde es allerdings schlagartig ernst. Wir hatten uns einen Lagerraum angemietet und die ersten Möbelstücke, die wir auf jeden Fall behalten wollten, verschwanden, nachdem der Inhalt ausgeräumt und durchforstet worden war. Und was passiert? Man sitzt und nimmt jedes Teil nochmals in die Hand, freut sich, es ruft Erinnerungen wach. Schließlich trifft man die Auswahl: kommt weg, wird verkauft, wird verschenkt oder wird eingepackt.

Was war einfach wegzugeben? Kleidung, die haben wir im Überfluss und jeder Kleiderschrank enthält alte Schätzchen, die man schon vor Jahren entsorgen wollte, in die man nicht mehr hineinpasst und die maximal das Label Vintage verdienen, leider nur wenn andere Leute sie tragen und nicht der Besitzer selber.

Die Schränke wurden im Lagerraum aufgestellt und auch bestückt, diesmal allerdings mit Kartons. Ergo wurden unendlich viele Schuhkartons gesammelt, worin nach und nach Schrankinhalte verschwanden: Besteck, Geschirr, Deko und vieles mehr, nachdem alles immer wieder von rechts nach links und zurückgeräumt worden war. Abendlang verbrachten wir damit, aus- und einzuräumen.

Vier Fahrten zum Dritte-Welt-Laden mit allem, was nicht mehr gebraucht, aber sehr gut erhalten war: Bücher, Schuhe, Kleidung und Deko und nochmals Deko. Unzählige Fahrten zum Lagerraum, ganze Wochenenden, die man dort verbrachte. Zuerst schien jedes Teil wichtig und wertvoll, aber als die Zeit knapper wurde, stellten wir fest, dass wir uns viel schneller trennen konnten und die Entscheidung „kommt weg“ rückte auf den ersten Platz, nicht nur, weil sich der Lagerraum immer schneller füllte, sondern auch, weil wir den vielen materiellen Gegenständen nicht mehr den Wert beimaßen. Der 14. Kerzenhalter, das zehnte Kissen, der siebte Regenschirm ... alles zu viel, nicht notwendig, unnötiger Ballast – es liegt und steht herum, es verstaubt, man braucht es nicht. Je mehr aus dem Haus verschwand, desto besser fühlte es sich an. Wir stellten fest, dass man auch ohne diese Sachen gut leben kann und es gar nicht auffällt, wenn sie nicht mehr da sind. Wir begannen ganz langsam zu realisieren, dass die Hausentrümpelung auch einer Kopfentrümpelung gleich kam.

Die Abschiedsfete feierten wir im quasi leeren Haus – die Küche stand noch und in zwei Schlafzimmern lagen noch Matratzen auf dem Boden, alle Freunde brachten Essen mit, wer sitzen wollte, brachte sich seinen eigenen Stuhl mit und am Ende des Abends nahm jeder sein mitgebrachtes Geschirr, Besteck, übrig gebliebenes Essen und seinen Stuhl wieder mit. Eine der besten Feiern, die wir je hatten, denn alle hatten dazu beigetragen.

Am Ende blieben übrig: ein Koffer und drei Rucksäcke! Unsere Tochter verließ uns zwei Tage nach ihrer Abiturfeier, bepackt mit einem Koffer und einem Rucksack, zu ihrem sozialen Jahr in Chile, Australien und Kambodscha, und wir machten uns schließlich Mitte Juli nur mit einem Rucksack auf dem Rücken in die Welt auf.

Sylvia Gilbert

Davon will ich mich auf gar keinen Fall trennen!

Was niemals auf dem Sperrmüll oder dem Trödelmarkt landen würde...

Vor 55 Jahren trat Peter der Bär als mein Kindheitsbegleiter in mein Leben. Er war mehr als ein Spielzeug, mehr als ein Stofftier. Er war mein bester Freund. Plapperte nie die ihm anvertrauten Geheimnisse aus und war jederzeit zum Kuscheln bereit. Wie könnte ich ihn da "entsorgen"? Seit vielen Jahren sitzt er hoch oben auf einem Regal in meinem Arbeitszimmer. Uns verbindet eine ewige Freundschaft.

Karin Kortmann, Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ)/Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK)



Dieses Ensemble von Staubfängern bedeutet meine Vergangenheit als leidenschaftlicher Autobastler. Ein Kolben von meinem ersten eigenen Auto, einem BMW Dixi von 1933, ein Kreuz eines Kardangelenks vom Volvo 245, ein verbranntes Ventil des BMW 600 (der mit der Tür vorn zum Aufklappen), den ich für meine Frau vom Schrottplatz rettete und ein abgerissenes Ventil von eben demselben. Diese „Reliquien“ erinnern mich an die Arbeit an den Autos und die Freude, wenn ich wieder ein Rostloch zugeschweißt hatte; mehr aber an all die Erlebnisse, die wir mit unseren 13 Autos hatten und den Schutzengel, der uns trotz noch nicht existierender Knautschzonen, Sicherheitsgurte, ABS und so weiter vor Unfällen bewahrt hat.

Klaus Napp, WIR-Redaktion



Marktplatz in Düsseldorf, Metallrelief auf schwarz bezogenem Holz. Das Bild wurde meinem Opa in den 1980er Jahren geschenkt und hing in der großelterlichen Wohnung. Nach dem Tod der Großeltern übernahm ich das Bild, hängte es aber nie auf, da es nicht zu meinem Einrichtungsgeschmack passt.

Auch ist das Bild in einem mitgenommenen Zustand. Trotz dem will ich es einfach nicht wegwerfen.

Thomas Föbel, WIR-Redaktion





Die Trainingsjacke ist 20 Jahre alt. Ich habe sie vor meinem ersten Marathon von meiner (damaligen) Frau geschenkt bekommen. Seither hat mich die Jacke auf sämtlichen Marathons begleitet. Sie ist, wie man sieht, mittlerweile völlig zerschissen. Ich, vor allem meine Frau, wollte sie schon x-mal wegwerfen. Aber ich bringe es nicht übers Herz.

Thomas Geisel, Oberbürgermeister



Dieser Teddy muss ganz kurz vor mir zur Welt gekommen sein, denn er wurde mir in die Wiege gelegt. Und hat mich als kleiner Kumpel bis heute begleitet. Vor allem hat er mir verziehen, dass ich ihm die Knopfaugen abgekaut habe, die meine Mutter ihm anschließend mit Stopfgarn wieder aufgestickt hat. So was schweiß zusammen. Teddy und ich werden zusammen ins Grab gehen.

Petra Albrecht, WDR-Lokalzeit



Bei meinem bevorstehenden Umzug nach Düsseldorf werde ich mich sicher von manchem trennen. Behalten werde ich auf jeden Fall das einzige Stofftier, das aus meiner Kindheit übrig geblieben ist: ein Fuchs von „Tiere mit Herz“ aus Fieberbrunn in Tirol. Als 11-jähriger habe ich 1973 mein ganzes Urlaubstaschengeld bis zum Ende des Urlaubs aufgespart und auf alles verzichtet, um mir für damals 240 Schilling diesen Fuchs kaufen zu können. Für einen 11-jährigen eine sportliche Leistung, finde ich.

Ulrich Hennes, Stadtdechant



Das wirkt jetzt sicher sehr fromm, aber wenn ich überlege, was mich wirklich schon seit 35 Jahren und durch alle Umzüge begleitet hat, dann ist das meine Bibel. Ich habe sie im fünften Schuljahr im Gymnasium bekommen und später im Studium damit gearbeitet, unsere Hochzeit und die Taufen der Kinder damit vorbereitet und arbeite bis heute immer noch aus diesem Exemplar.

Martin Kürble, Pastoralreferent

Es handelt sich um eine kleine Schachtel mit Blitzventilen. Vor 36 Jahren lernte ich meinen Mann kennen. Damit ich ihn nicht direkt wieder vergesse, griff er in seine Tasche und zog die Blitzventile heraus, die er kurz vorher für sein Fahrrad gekauft hatte. Es hat funktioniert... ich habe ihn nicht vergessen. Vor 30 Jahren haben wir geheiratet und sind seitdem glücklich miteinander und unseren drei Kindern und inzwischen einem Enkelkind! Diese kleine Schachtel habe ich nie wieder hergegeben.

Marie-Agnes Strack-Zimmermann, FDP stellv. Bundesvorsitzende, FDP Fraktionsvorsitzende im Rat der Landeshauptstadt Düsseldorf



Niemals hergeben würde ich meine Puppe „Peterle“, die mir meine Mutter selbst gemacht und kurz nach der Geburt geschenkt hat. Sie begleitet mich schon mein Leben lang und wird es auch hoffentlich bis zum Ende tun. Obwohl sie mittlerweile nicht mehr sehr schön ist, ist sie für mich von unschätzbarem Wert.

Steffi Kessler, WIR-Redaktion



Weltjugendtag 2016 in Krakau

»Liebe junge Freunde, für den nächsten Weltjugendtag, im Jahr 2016, haben wir eine Verabredung in Krakau, in Polen!« Mit diesen Worten hat Papst Franziskus junge Christen aus aller Welt zum »Światowy Dzień Młodzieży«, zum Weltjugendtag, eingeladen.

Auch aus unserer Seelsorgeeinheit werden wir dieser Einladung gerne folgen und mit einer Gruppe von zwölf jungen Erwachsenen machen wir uns auf den Weg. Über Dresden, wo wir mit Geistlichen und Jugendlichen aus den Bistümern Dresden-Meißen und Köln gemeinsam Messe feiern wollen, reisen wir in unser Nachbarland Polen. Dort erwarten uns zunächst die »Tage der Begegnung« in Breslau und danach der »Weltjugendtag« selbst in Krakau. Unter dem Motto »Selig die Barmherzigen, denn sie werden Erbarmen finden (Mt 5,7)« wollen wir zusammen mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen aus aller Welt unseren Glauben feiern und erleben.

Bereits seit einigen Wochen laufen unsere Vorbereitungen. So waren wir schon im September bei der Auftaktveranstaltung in Köln. Auch in unseren Gemeinden wird es verschiedene Aktionen und Veranstaltungen geben, bei denen wir ein Stück Weltjugendtag in den Rheinbogen bringen und gleichzeitig für unsere Fahrt sammeln wollen.

Felix und Tobias Köller



((HÖRBAR))



Interview mit Andreas Blech

WIR: Der Papst hat eine CD herausgebracht und begeistert u. a. mit Rock-Musik besonders Jugendliche. Und nun will auch die Seelsorgeeinheit Düsseldorfer Rheinbogen CDs herausbringen. Wird darauf auch gesungen?

BLECH: Nun, der Schwerpunkt liegt hierbei nicht auf der Zusammenstellung von Liedern. Wir wollen die Sonntagsmesse bzw. Gottesdienste der Seelsorgeeinheit auf CD aufnehmen, und so wird neben den vertrauten Stimmen unserer Geistlichen (u. a. Predigten) auch der Gesang mit Orgelmusik aus den verschiedenen Kirchen zu hören sein.

WIR: Das bedeutet, dass die Gottesdienste aus unseren Kirchen in die CD-Player in den Wohnungen und Häusern gebracht werden. An wen richten sich die CDs?

BLECH: Die CDs richtet sich an alle Gemeindemitglieder, die verhindert sind, am sonntäglichen Gottesdienst teilzunehmen. Darunter vorrangig Alte und Kranke, aber auch Menschen, die z. B. aus beruflichen Gründen nicht in der Heimatgemeinde dabei sein können. Deshalb ist angedacht, neben den CDs die Aufnahme auch als mp3 auf der Homepage zur Verfügung zu stellen.

WIR: Wie ist die Idee zur CD-Produktion entstanden?

BLECH: Während der Ausbildung zum Diakon ergänzen sich Theorie (Studium der Theologie am Diakoneninstitut in Köln) und Praxis (Übernahme von Aufgaben in der Gemeinde). Dazu gehört u. a. ein caritatives Projekt, das sich den Menschen zuwendet, die am Rande der Gesellschaft und somit am Rande der Gemeinde stehen. Angeregt durch den Dienst der Krankenkommunion habe ich mich gefragt, welche Menschen unserer Seelsorgeeinheit nicht aktiv am Gemeindeleben (z. B. Heilige Messe) teilnehmen können, und auf welche Weise wir als Gemeinde diese Menschen wieder in die Mitte unsere

Gemeinschaft holen können. Und so ist die Idee zur CD-Produktion entstanden.

WIR: Sie stecken mitten in der Ausbildung zum Diakon. Sie bereiten sich also auf ein kirchliches Amt vor. Was ist mit diesem Amt dienstlich/beruflich und privat verbunden?

BLECH: Ich habe meine Ausbildung zum Diakon, die insgesamt 6 Jahre dauert, 2013 begonnen. Während dieser Zeit werde ich von meinem Mentor Pfarrer Heidkamp begleitet, so dass ich in die seelsorglichen Aufgaben hineinwachsen kann. Am Ende des Diakonatskurses (im 4. Jahr) steht die Weihe zum Ständigen Diakon an. Nach der Weihe folgt ein zweijähriger Pastoralkurs.

Ich bin dann als Diakon mit Zivilberuf in der Pfarrgemeinde eingesetzt, was bedeutet, dass ich das Amt neben meiner beruflichen Tätigkeit ausübe und darüber hinaus ein verheirateter Seelsorger sein werde. Froh und dankbar erlebe ich, dass meine Frau Claudia meinen Weg der Berufung aktiv begleitet, mitträgt und unterstützt.

WIR: Was begeistert Sie an diesem Dienst?

BLECH: Mich begeistert an diesem Dienst, gemeinsam mit Menschen auf dem Glaubensweg zu sein. Wenn ich auf meinen eigenen Weg schaue, bin ich dankbar für menschliche Wegweiser, die an Wendepunkten meines Lebens mein Suchen und Fragen begleitet haben. So freue ich mich darauf, wenn ich als Diakon etwas von dem, was ich selbst erfahren durfte, weitergeben kann. Die diakonalen Aufgaben in der Gemeinde sind sehr vielfältig: ob in der Taufvorbereitung und Taufe, den verschiedenen Katechesen (Erstkommunion/Firmung), der Ehevorbereitung und Trauung, den Trauergesprächen und Beerdigungen.

Diakon bedeutet für mich: Zeuge zu sein für die frohe Botschaft Jesu und diese für alle, die mir begegnen, erlebbar zu machen und dabei besonders die Menschen in den Blick zu nehmen, die gerade nicht im Mittelpunkt stehen.

WIR: Kommen wir zurück zu den CDs. Wie wird die Produktion funktionieren?

BLECH: Mit einem digitalen Aufnahmegerät wird die Hl. Messe aufgezeichnet. Wir brauchen jedoch Tontechniker bzw. Technikbegeisterte, die uns bei der weiteren Umsetzung (z. B. beim Schneiden oder Brennen ...) unterstützen. Wer mitarbeiten möchte – bitte melden. Die Infos mit den Kontaktdaten finden Sie auf den ausliegenden Flyern in den Kirchen bzw. im Infokasten.

WIR: Können noch weitere Interessierte sich an diesem Projekt beteiligen?

BLECH: Ja. Jeder ist eingeladen, sich mit seinen Fähigkeiten einzubringen. Wir suchen Menschen, die sich vorstellen können, Gemeindeglieder zu besuchen (Besuchsdienst/Krankenkommunion) und dabei die CD zu überreichen.

WIR: Wann startet das Projekt und wie können Interessierte an diese CDs kommen?

BLECH: Das Projekt startet im Januar 2016. Alle, die im Hörbar-Team mitwirken wollen bzw. Interesse an der CD haben, können sich ab sofort melden. Wenn sich das Team gefunden hat, soll monatlich eine CD herauskommen.

Das Gespräch führte Martin Kürble

Mehr Infos per E-Mail an A. Blech: hoerbar@meinegmein.de

15(0) Jahre singen für Gott

Gleich zwei Chöre unserer Seelsorgeeinheit feierten im letzten Jahr Jubiläum: Der St. Gregorius Kirchenchor Düsseldorf-Wersten feiert sein 150jähriges Bestehen; der Chor St. Nikolaus hat 15. Geburtstag. Beide Chöre tragen an besonderen Festtagen oder auch an ganz normalen Tagen zur Feierlichkeit der Gottesdienste bei.

Der St. Gregorius Kirchenchor gründete sich im Jahr 1865. Damals musste noch die Genehmigung zur Gründung eines Chores beim Bürgermeister von Benrath(!) eingeholt werden. Allerdings durften nur Männer mit-singen. In den Jahren des zweiten Weltkrieges verschmolzen der Jungfrauenchor und der Männerchor zu einem gemischten Kirchenchor (obwohl die Frauen erst 1962 offiziell in den Kirchenchor als ordentliche Mitglieder aufgenommen wurden). Zur Zeit der Orgelweihe (1951) zählte der Chor 73 Mitglieder. Lange Zeit leitete der damalige Kirchenmusiker Toni Thiel den Chor bis zu seiner Pensionierung. Das Repertoire wurde stetig erweitert. Heute enthält der Notenbestand 44 mehrstimmige Messen, über 350 Motetten und mehrstimmige Lieder vorwiegend in deutscher und lateinischer Sprache. Als ich 1981 den Chor übernahm, war der Höhepunkt des Chores bereits überschritten. Nachwuchs ließ sich kaum finden und so schmolz der Chor durch Alterung und Wegzug der Sängerinnen und Sänger langsam aber stetig zu einem Kammerchor zusammen, der aber immer noch bei festlichen Gottesdiensten seine Stimme zum Lobe Gottes erhebt. Regelmäßig werden Messen und

Gottesdienste in St. Maria Rosenkranz und der evangelischen Stephanuskirche gemeinsam mit dem Chor der Stephanuskantorei musikalisch gestaltet. Seit einiger Zeit gibt es auch bei bestimmten Anlässen ein gemeinsames Singen mit dem Chor St. Nikolaus.

Der Chor St. Nikolaus ist einer der jüngsten Chöre in unserer Seelsorgeeinheit. Er gründete sich aus der Idee: Lasst uns doch hier in Himmelgeist auch einen (Frauen)-Chor gründen. Den weltlichen Männerchor gab es ja schon. Heinz Henk leitete damals den Chor und formte eine gute Gemeinschaft, die gern und voll Eifer die Gottesdienste mitgestaltete. Zugunsten seines wohlverdienten Ruhestands gab er 2006 den Chor ab und so leite ich seitdem auch diesen Chor. Mittlerweile hat sich hier ebenfalls der Notenbestand rasant erweitert, so dass der Chor auf ein großes Repertoire zurückgreifen kann. Von alten, klassischen Gesängen über sogenannte „Neue geistliche Lieder“ ist alles verfügbar. Sogar eine Messe mit Klavier, Bass und Schlagzeug erklang in der ehrwürdigen St. Nikolaus-Kirche zum Pfarrfest. Die gute Gemeinschaft im Chor gestaltet die Proben und Aufführungen immer in harmonischer Atmosphäre.

Da beide Chöre keine großen Konzerte oder Aufführungen gestalten können, haben sie diese Jubiläen in kleinem Rahmen gefeiert.

Rudolf von Gersum

Übrigens freuen sich beide Chöre über neue Sängerinnen und Sänger!

Die Probezeiten sind in **St. Maria Rosenkranz** dienstags um 19.30 Uhr im kleinen Pfarrsaal, Burscheider Straße 20.

In **St. Nikolaus** wird donnerstags ab 19.30 Uhr im Pfarrsaal, Nikolausstraße 22, geprobt.

Name:

Daniel Kasimirowicz

Alter:

43 Jahre

Beruf:

Datenverarbeitungskaufmann

Ehrenamtliches Engagement:

Pfarrgemeinderat, Ortsausschuss St. Hubertus,
Sachausschuss Jugend und Familie

Ihr Hobby?

Laufen, Haus & Garten, Smartphonefotografie

Wie können Sie am besten entspannen?

Beim Laufen durch die Jücht

Mein Lieblingsbuch?

Rumo

Mein Lieblingsautor?

Walter Moers

Welches Kinder-/Jugendbuch
habe ich geliebt?

Die unendliche Geschichte

Ihr persönlicher Rheinbogen-Tipp:

Der Update-Gottesdienst wird sicherlich sehr spannend



Ökumene in Wersten: Am Anfang war die Musik

Zur Erinnerung an Hans Aring

Am Anfang war nicht das Wort, wie es der Evangelist behauptet. Nein, am Anfang der Ökumene war die Musik, zumindest in Wersten, und wie die Musik in Wersten ist auch die Ökumene untrennbar mit Hans Aring verbunden, der im November 2015 im Alter von 86 Jahren starb. Er schuf und prägte mit seiner Kantorei das vielfältige musikalische Leben der evangelischen Gemeinde in Wersten über 40 Jahre lang.

Klaus Napp sprach mit ihm über den Anfang der Ökumene in Wersten, natürlich nicht jetzt im Himmel, sondern anlässlich des 50-jährigen Bestehens der Kantorei im Jahr 2002. Weil vieles davon immer noch aktuell ist, drucken wir Teile dieses Interviews – quasi als Nachruf – hier noch einmal ab.

Hans Aring: Zu Toni Thiel, dem damaligen Organisten und Chorleiter der katholischen Gemeinde, hatte ich keine besondere Beziehung. Es gab wohl Beziehungen persönlicher Art zwischen unserem evangelischen Pfarrer Molter und dem katholischen Pastor Adelpkamp, aber an gemeinsame Aktionen war damals noch nicht zu denken. Irgendwann störte mich das, und es lockte mich die Möglichkeit, mit dem Chor in der Rosenkranz-Kirche zu singen.

Klaus Napp: Wie bei vielen ökumenischen Kontakten ging hier die Initiative nicht von den eigentlichen Amtsträgern aus; auch hier machtest Du in deiner unkomplizierten Art (»Lass uns das doch einfach mal machen!«) den Anfang, und zwar auf eine etwas ungewöhnliche Art:

Hans Aring: Irgendwann sprach ich mit meinem Friseur, der im Chor in Rosenkranz und im Liederkranz sang, über meinen Wunsch, einmal mit meinem Chor in der Rosenkranz-Kirche zu singen und bat ihn um Vermittlung bei Toni Thiel.

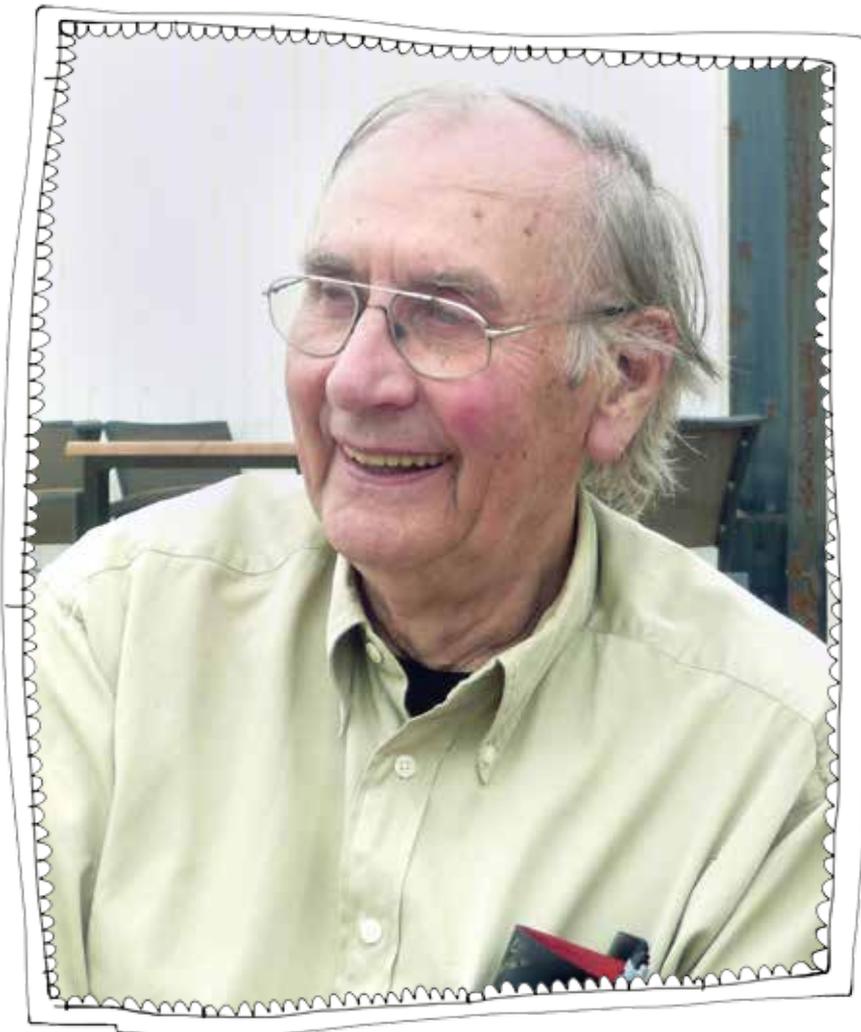
Aber den ersten Schritt musste ich tun. Ich saß nach einem Probenabend des Kirchenchors von Rosenkranz im »Lindentor« mit Toni und seinen Getreuen, um so die ersten Fühler auszustrecken. Das führte dazu, dass am Ersten Advent 1969 in Wersten der erste ökumenische Gottesdienst »seit der Reformation« in St. Maria Rosenkranz stattfand, mit Pfarrern beider Gemeinden, Grüßen, mit beiden Chören und Instrumentalisten, aber ohne Predigt.

Im Zusammenhang mit einer ökumenischen Bibelwoche im Januar 1970 war das erste »Rückspiel« des Chores von St. Maria Rosenkranz. Zum ersten Mal erklang eine Mozart-Messe in der Stephanuskirche. Auch in St. Maria in den Benden machten wir an einem wunderschönen Sonntagnachmittag gemeinsam in einem Gottesdienst Musik.

Damals war das Interesse natürlich noch groß; es war ein Erlebnis: Wir hatten einen Schritt getan. Es war einfach ein Novum: Viele evangelische Christen waren zum ersten Mal in einer katholischen Kirche und katholische Christen in einer evangelischen.

Klaus Napp: Nach diesem ungestümen Aufbruch gab es in den Begegnungen mit der katholischen Gemeinde eine Pause. Es sah so aus, als hätte man Angst vor der eigenen Courage gehabt.

Hans Aring: Das könnte stimmen. Aber die Musik machte keine Pause, denn 1971 entstand eine Tradition, die bis heute dauert: Zum ersten Mal spielten unsere Bläser bei der Fronleichnamsprozession für uns schöne, gar nicht so leichte Musik. Mit katholischen Liedern durch die Straßen zu ziehen, war uns nicht in die Wiege gelegt; wir wären wahrscheinlich auch mit evangelischen Liedern nicht durch die Straßen gezogen, das schien uns



schon etwas eigenartig. Aber es war für uns eine Herausforderung, und wir haben es gerne und gut gemacht. Für die Bläser begann bald noch eine weitere Tradition: Im November 1972 haben wir zum ersten Mal beim Martinszug im Kindergarten von St. Maria Rosenkranz gespielt.

Klaus Napp: Zurück zur Ökumene. Euer Musizieren war aus ökumenischer Sicht einseitig. Erst 1979 wurde die Vorabendmesse zum Ersten Advent von der Stephanus-Kantorei und dem Rosenkranz-Chor gemeinsam gestaltet und im Gegenzug der Gottesdienst in der Stephanuskirche am Passions- bzw. ersten Fastensonntag. Diese Veranstaltungen gehören fest zum Ablauf des Kirchenjahres der beiden Gemeinden, scheinen aber inzwischen Routine und Pflichtübung geworden zu sein.

Hans Aring: Wenn ich an die letzten gemeinsamen Gottesdienste denke, ist von dem Schwung und der Begeisterung der Anfangszeit nicht viel übrig geblieben. Inzwischen ist es Routine geworden. Es ist eine liebge-wordene Gewohnheit, aber mehr nicht. Könnte es Aufgabe der Chöre sein, hier neue Impulse zu setzen?

Klaus Napp: Nach Deiner Verabschiedung in den Ruhestand bleibst Du unruhig wie zuvor und setztest neue Akzente – musikalisch wie ökumenisch. Da waren unter anderem die Gesprächsreihe zum Glaubensbekenntnis und die Messen in der Franz-von-Sales-Kirche.

Hans Aring: Es ist nicht verwunderlich, dass uns nach so vielen musikalischen Begegnungen die Frage nach den Inhalten des Glaubens beschäftigt.

Die Gesprächsreihe war zwar keine offiziell ökumenische Veranstaltung, aber die Referenten kamen aus verschiedenen Konfessionen, ebenso wie die Zuhörer. Die Initiative

dazu ging von Kantoreimitgliedern und mir aus, aber es waren natürlich auch andere Leute beteiligt. Das zeigte sich ja besonders bei der letzten größeren Unternehmung, den »Besonderen Messen« in der Franz-von-Sales-Kirche. Das Besondere daran war, dass es keine ökumenischen Wortgottesdienste waren, sondern katholische Messen, die von Angehörigen beider Konfessionen vorbereitet und gestaltet wurden.

Unvergessen sind mir die intensiven Vorbereitungsgespräche für diese Messen mit Pfarrer Peter Sülzen, Mitgliedern von Chor und Band »Neue Wege« und der Kantorei an der Stephanuskirche. Hier fanden offene Begegnung und Auseinandersetzung über theologische und gottesdienstliche Fragen statt.

Klaus Napp: Es ist müßig zu spekulieren, wie die Ökumene in Wersten heute ohne Dich und die Kantorei aussähe. Vielfältige ökumenische Aktivitäten zeigen, dass sie selbstverständlich und lebendig ist. Sicher ist auch, dass Menschen wie Du nötig sind, Menschen, die nicht aufhören, mit der Musik die Menschen unterschiedlicher Konfessionen einander näher zu bringen.



TAKT-VOLLE ARBEIT

MOZARTS REQUIEM

Am 8.11. um 17 Uhr fand in der Kirche St. Joseph in Holthausen die Aufführung des Requiems von Wolfgang Amadeus Mozart statt.

Als unsere Chorleiterin (Kantorin Pamela König) uns zu Beginn des Jahres Ihre Idee zum Mozart Requiem vorstellte, war die Freude etwas verhalten. Einige Chorsängerinnen und Sänger, die das Werk bereits kannten, waren zwar begeistert, die anderen jedoch nahmen die Herausforderung, eine Totenmesse zu singen, etwas skeptisch an.

Wir begannen nach Ostern mit den Proben. Dass wir das Requiem aufführen würden, sprach sich herum und so freuten wir uns darüber, dass außer den Sängerinnen und Sängern des Kirchenchores St. Joseph und des Singekreises, die seit längerem gemeinsam proben, auch die Sängerinnen des Vox Humana Ensembles sowie einige Gastsängerinnen und -sänger zu uns kamen.

Wir erarbeiteten das Werk Stück für Stück, ja manchmal sogar Takt für Takt. Dabei lernten wir zuerst ähnliche Harmonien kennen und so kam es öfter vor, dass wir zwischen den Stücken hin und her sprangen. Das „Quam olim Abraha“ aus dem Stück „Domine Jesu“ klingt so ähnlich wie das aus „Hostias“ und das „Introitus“ hat ähnliche Klänge wie das „Lux aeterna“. Es dauerte ungefähr bis zu den Sommerferien, bis wir ein Stück durchsingen konnten. Auf einmal ergaben die einzelnen Takte einen Sinn und komplette Melodien kamen zum Vorschein. Aber wir merkten auch, dass noch nicht alles sehr harmonisch ablief.

Die zusätzlichen Einzelstimmenproben, die wöchentlich vor der gemeinsamen Probe stattfanden, waren sehr hilfreich. Hier konnten im Wechsel mal die Damen (Sopran und Alt) mal die Herren (Tenor und Bass) intensiver proben. Außerdem hatten wir uns auch an einigen Samstagen zu Intensivproben getroffen.

Nach den Herbstferien saßen die Stücke schon ganz gut, dann ging es an das Finetuning. Die Dynamik und das Tempo mussten noch aufeinander gestimmt werden. „Piano heißt leiser, nicht langsamer!“, „Bei den langen Tönen bitte ein Crescendo“, „Im nächsten Takt die Männer bitte Piano, die Soprane Forte“, „Zum Schluss hersehen, da kommt ein Riterdando!“

Am 7.11. fand die Generalprobe in der Kirche statt. Dabei sind wir zum ersten Mal mit den Solisten und dem Orchester zusammen gekommen. Nachdem wir uns auf ein Tempo geeinigt hatten, lief es wie am Schnürchen. Nach fast acht Monaten Vorbereitungszeit war die Vorfreude auf das Konzert sehr groß. Am Sonntag, 8.11. war es dann soweit. Die Kirche war gut gefüllt, die Instrumente gestimmt, die Stimmen eingesungen. Die Anspannung war zum Greifen nah.

Pamela König begrüßte die Gäste zum Konzert und gab einen kurzen Einblick in das Programm. Die Programmhefte lagen aus, und so konnte jeder auch die deutsche Übersetzung der Texte nachlesen. Es war sehr bewegend, dass sie das Konzert ihren verstorbenen Freunden, ihrem geschätzten Vorgänger und unseren lieben Sängerinnen und Sängern gewidmet hat, die vor kurzem von uns gegangen sind. In Erinnerung an die Verstorbenen wurde eine Kerze angezündet, die während des gesamten Konzertes brannte.

Wir lauschten den Klängen des „Adagio G-Moll“, welches als erstes von der Chorempore erklang. Dann setzten das gesamte Orchester und der Chor zum Requiem an. Es war überwältigend und auch das Publikum war begeistert! Zum Schluss gab es einen tosenden Applaus.

Ich bin sehr dankbar, dass ich bei diesem Projekt mitmachen durfte. Es war ein tolles Erlebnis!

Johanna Karkosch



Fotos: Andrej Bodo Marek



RUND UM DIE UHR

Vom Auslaufmodell zum Top-Termin





Das 24-Stunden-Gebet tut überwältigend gut

Was haben wir mit St. Remigius in Wittlaer zu tun oder gar mit St. Severin in Bad Godesberg? Und was interessiert uns St. Suitbertus in Kaiserswerth? Die Seelsorgeeinheit Düsseldorfer Rheinbogen lag im Herbst genau dazwischen! Nicht geographisch, aber zeitlich. Wir haben den Staffelstab des sog. Ewigen Gebets aus Wittlaer und Bad Godesberg übernommen und ihn 24 Stunden später an Kaiserswerth abgegeben. Jede Gemeinde oder jeder Seelsorgebereich im Erzbistum Köln übernimmt für einen Tag im Jahr die Anbetung Gottes. Dabei wird auf unterschiedliche Weisen versucht, den Geist Gottes, der uns miteinander verbindet, in unserem Leben und unseren Stadtteilen sicht- und spürbar werden zu lassen. Dass die traditionelle Weise des Ewigen Gebets ein Auslaufmodell ist, wurde in den letzten Jahren immer sichtbarer. Deshalb hat der Pfarrgemeinderat

im Rheinbogen das „Missionale-Kernteam“ damit beauftragt, ein neues Konzept für das 24-Stunden-Gebet zu entwickeln. Im Oktober 2015 wurde es erstmals umgesetzt. Alle haupt- und über 100 ehrenamtliche Mitarbeiter waren an der Vorbereitung und Durchführung dieses Mammutprojekts beteiligt, in das alle Kirchen des Seelsorgebereichs eingebunden waren. Von Freitag, 19 Uhr, bis Samstag 19 Uhr, gab es Aktionen für Jugendliche und Alte, Trauernde und Liebende, für Frühaufsteher und für Familien mit großen und kleinen Kindern. Die unterschiedlichen Angebote in den eindrucksvoll gestalteten Kirchen haben viele Teilnehmer nicht nur angesprochen, sondern tief bewegt und manchmal geradezu überwältigt. Im Mittelpunkt stand überall die Beziehung zwischen Mensch und Christus, der in der Eucharistie von Station zu Station getragen wurde. Die Resonanz auf die Neugestaltung der alten Tradition war so positiv, dass es auch im Herbst 2016 ein 24-Stunden-Gebet geben wird.

Martin Kürble





UPDATE



Was ein Update ist, weiß jeder, der einen Computer in der Wohnung oder im Büro stehen hat:

»Update (englisch update = Aktualisierung) bezeichnet die Aktualisierung von Software oder Daten, als Update einer Webseite oder eines Berichts. Ein Update kann auch für eine Methode in einer Software stehen, die ein Objekt aktualisiert (beispielsweise Bildschirmaktualisierung). Ein Softwareupdate enthält in der Regel kleinere Verbesserungen wie etwa Optimierungen in der Programmausführungsgeschwindigkeit und beseitigt Fehler innerhalb eines bestimmten Softwarestands, was auch als Service Release, Patch oder Hotfix bezeichnet wird.«(WIKIPEDIA)

Was aber ein UPDATE-Gottesdienst ist, muss man erleben, um es zu fühlen. In St. Maria in den Benden wurde die Premiere dieser neuen Form, mit sich, der Gemeinschaft und Gott in Kontakt zu kommen, gefeiert. Dabei gab es durchaus bekannte Elemente, wie Fürbitten, das Vaterunser und den Segen. Diese waren jedoch eingebunden in einen erlebnisreichen Mix aus Konzert, Predigt und Gespräch.

Vorausgegangen war diesem ersten UPDATE-Gottesdienst eine rund zehn-monatige Phase, in der kleine Teams des Pfarrgemeinderates sich Anregungen in anderen Gemeinden und (freien) Kirchen geholt hatten und diese im UPDATE-Team zu einem Konzept zusammenführten. Was gleich am Eingang auffiel: Hier läuft etwas ganz anders als wir es von unseren »normalen« Gottesdiensten gewohnt sind. Ein Willkommens-Team aus jungen Leuten hält die Tür auf und begrüßt gut gelaunt die Ankommenden. Was für ein netter Einstieg in das, von dem keiner der Besucher so recht weiß, was es ist. Die Neugier ist also groß und die Überraschung über einen Stand mit Glühwein, alkoholfreien Getränken und Knabbereien im Eingangsbereich der Kirche ist es ebenso. Ankommen, den Alltag der Arbeitswoche erstmal sacken lassen, hinter sich lassen. Das ist die Devise. Und natürlich nette Menschen treffen. Viele kennen sich, umarmen sich zur Begrüßung. Es entsteht Gemeinschaft weit vor Beginn des eigentlichen Gottesdienstes.

Im Kirchenraum, der in buntes Licht getaucht ist und mit Sitzsäcken vor und warmen Decken in den Bänken ausgestattet ist, geht es schließlich mit viel Rhythmus los. »Liveworship«, unsere musikalischen Freunde der Freichristlichen Gemeinde, sind mit ihrer spirituellen Popmusik dabei und begeistern die rund 300 Zuhörer, die schnell mitsingen und -klatschen. Doch UPDATE ist nicht nur Konzert, es ist Gottesdienst, in dem die Botschaft Gottes und die Predigt darüber im Mittelpunkt stehen. Und dabei darf es wieder ungewohnt und unterhaltsam zugehen, z.B. durch einen Kurzfilm, der auf

der großen Leinwand im aktuell dekorierten Altarraum zu sehen ist. In der Predigt verbindet Diakon Uli Merz die eigene Biographie beispielhaft mit der weihnachtlichen Botschaft und berührt und begeistert damit viele Menschen, die für sich nach Inspiration und Energiequellen suchen. Und das ist auch der Ansatz, mit dem UPDATE das Gesamtpaket der vielen unterschiedlichen Gottesdienste in der Seelsorgeeinheit bereichern will: Den Menschen im Alter zwischen 20 und 50 Jahren, die sich in den bestehenden Gottesdienstformen mit ihren Wünschen und Sehnsüchten nicht mehr wiederfinden, ein neues Zuhause in unserer Gemeinschaft geben. Gesprächsstoff gab es für die Pause im Gottesdienst (!) jedenfalls genug. Und wer mehr als nur den Austausch und etwas zu trinken suchte, der konnte sich von ehrenamtlichen Teammitgliedern segnen lassen. Mit viel Musik von Liveworship endete die UPDATE-Premiere nach etwas über zwei Stunden. Obwohl: So ganz Schluss war auch da noch nicht, schließlich hat das UPDATE-Team noch zum »Chillout«, zum gemeinsamen Ausklang, eingeladen.

UPDATE hat Wellen geschlagen, auch über unsere Seelsorgeeinheit hinaus, denn innovative Konzepte und mutige Experimente gibt es in der katholischen Kirche nicht überall und jeden Tag. Umso erfreulicher sind die vielen positiven Rückmeldungen, die es auf diesen ersten Gottesdienst u. a. per E-Mail und über die Facebook-Seite gab. Aber – wie es sich für ein echtes UPDATE gehört – wird es auch bei diesem Gottesdienst immer wieder Veränderungen und Aktualisierungen geben, um mit der Form der Feiern ganz nah bei den Menschen zu sein. Für 2016 sind drei Gottesdienste geplant, die alle freitags um 20 Uhr stattfinden. **Der nächste Termin ist am 11. März in St. Maria in den Benden.** Neugierig? Dann einfach dabei sein und – am besten – Freunde mitbringen.

Uli Merz und Martin Kürble



Eine Einladung zum Mitleiden – die Pietà

In der Spätgotik wandelt sich die Darstellung des Gekreuzigten vom triumphierenden, königlichen Christus zum leidenden Schmerzensmann. In der Folge entsteht das sogenannte Andachtsbild, das die Menschen zur Betrachtung des Leidens Jesu am Kreuz und zum Mitleiden mit seiner Mutter anregen soll.

Das Motiv der Madonna, die ihren toten Sohn auf dem Schoß hält, ist seit dem 14. Jahrhundert bekannt. Heute ist die Pietà auch ein Symbol für das Leid, das Menschen in aller Welt angetan wird. In der katholischen Kirche ist die Pietà eins der häufigsten Bildwerke; in fast jeder Kirche ist sie zu finden. Aber auch außerhalb der Kirchen kann man sie antreffen, bei Kriegerdenkmälern und Gedenkstätten, wie zum Beispiel die »Mutter mit totem Sohn« von Käthe Kollwitz in der Neuen Wache in Berlin, der Zentralen Gedenkstätte der Bundesrepublik Deutschland.

Der Name stammt vom lateinischen „domina nostra de pietate« ab, „unsere Herrin vom Mitleid«, woraus mit der Zeit das italienische „pietà« wurde. Die deutsche Bezeichnung „Vesperbild« hat nichts mit der süddeutschen Brotzeit zu tun, sondern kommt von der „Vesper«, dem Nachmittags- oder Abendgottesdienst, etwa zur der Stunde, als Jesus vom Kreuz abgenommen wurde.

Niemand weiß, wie Jesus und Maria ausgesehen haben. Künstler aller Zeiten stellen sie deshalb meist als Menschen ihrer Zeit dar, realistisch bis ins kleinste Detail und im 19. Jahrhundert auch süßlich-kitschig. Anfang des 20. Jahrhunderts und besonders in der Nachkriegszeit lösen sich Künstler von der realistischen Darstellung, vereinfachen und reduzieren die Werke auf das Wesentliche, wie bei der „Mutter mit totem Sohn“ von Käthe Kollwitz oder der Pietà in St. Maria in den Benden.

Die verschiedenen Werke in den Kirchen unserer Seel-sorgeeinheit bilden (fast) einen Querschnitt durch die Kunstgeschichte. Es ist interessant, wie unterschiedlich diese fünf Werke das Motiv umsetzen.



Die älteste Darstellung ist in der neuromanischen Kirche St. Maria Rosenkranz (1910) zu finden. Die farbig gefasste Holzskulptur vom Oberrhein aus dem 15. Jahrhundert gelangte als Schenkung hierhin. Sie steht in der früher so genannten „Kriegergedächtniskapelle“ in der hinteren Nische des linken Seitenschiffs und lädt dank dieser Platzierung zu Andacht und Betrachtung ein. Ein Buch mit den Namen der Gefallenen des Ersten und Zweiten Weltkriegs liegt in einer Kasette aus.

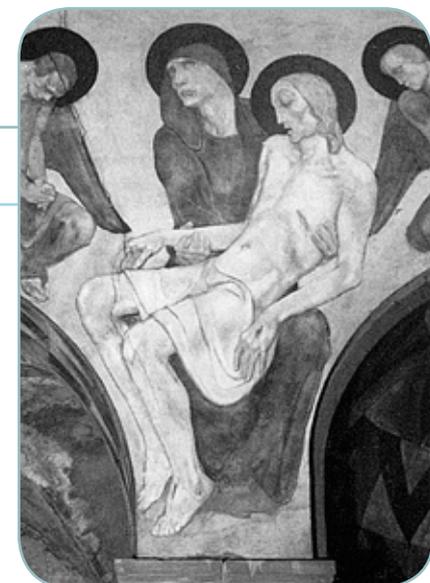
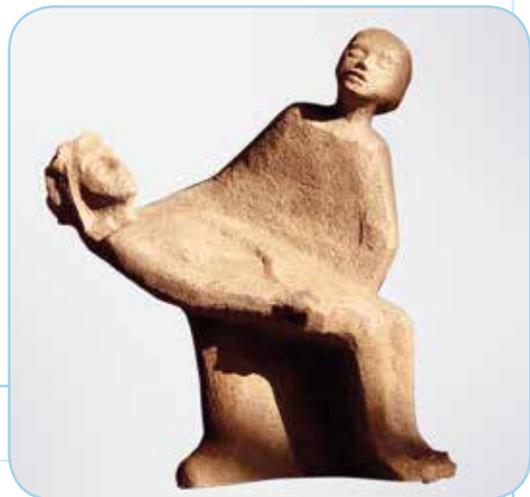
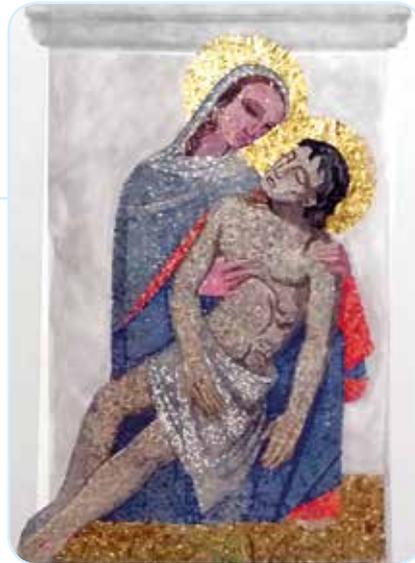
Ausgerechnet St. Hubertus in Itter und St. Nikolaus in Himmelgeist, die zu den ältesten Kirchen der Stadt gehören, haben relativ junge, künstlerisch unbedeutende Werke aus dem späten 19. Jahrhundert. Plünderungen 1624 im Dreißigjährigen Krieg und 1794 in der Folge der Französischen Revolution sind die Ursachen dafür.

Die Pietà in St. Nikolaus, eine Holzskulptur, wurde von Joseph Tüshaus, einem Studenten an der Düsseldorfer Kunstakademie, 1875 geschaffen und ein paar Jahre später farbig gefasst. Von der Holzskulptur in St. Hubertus ist nur bekannt, dass sie aus dem späten 19. Jahrhundert stammt.

Die Darstellung in St. Joseph fällt aus dem Rahmen: Es ist ein Mosaik. Heinrich Dieckmann, ein zu dieser Zeit gefragter Künstler, schuf es 1941.

Das jüngste Werk gehört zur jüngsten Kirche, St. Maria in den Benden. Auch diese Darstellung ist etwas Besonderes: eine Keramik aus einem Stück von Leonie Alt vom Anfang der 1960er Jahre. Die strengen, einfachen Formen machen es nicht jedem leicht, eine Beziehung aufzubauen.

Ein ganz besonderes Kunstwerk wäre in St. Maria Rosenkranz zu bewundern, wäre es nicht 1957 bei der Neugestaltung der Kirche übermalt worden. 1926 schuf Professor Hans Kohlschein bei der Ausmalung der Kirche im rechten Querschiff eine überlebensgroße Darstellung. Damals muss das Bild, wie auch die anderen in der Kirche, ein Schock für die Gemeinde gewesen sein. Für mich ist diese Darstellung Marias mit ihrem toten Sohn die eindrucksvollste in unserer Seelsorgeeinheit, wenn sie auch nur noch als Foto existiert. *Klaus Napp*





Pastoralbüro

St. Maria Rosenkranz | Wersten

Burscheider Str. 20, 40591 Düsseldorf,
Tel: 76 31 05, Fax: 76 31 41
E-Mail: buero@meinegemein.de
montags, dienstags, mittwochs, freitags: 10–12 Uhr
dienstags, mittwochs, donnerstags: 16–18 Uhr
Sekretärinnen: N. Hinken, U. Pyschik, H. Lenzen-
Zerres, M. Schmauder, B. Winkel



St. Hubertus | Itter

Am Broichgraben 73, 40589 Düsseldorf,
Tel: 75 77 63, Fax: 75 11 67,
E-Mail: hubertus@meinegemein.de
Wir sind für Sie da: mittwochs: 9–11 Uhr
Sekretärin: Heidemarie Lenzen-Zerres



St. Joseph | Holthausen

Am Langen Weiher 21, 40589 Düsseldorf,
Tel: 79 17 89, Fax: 79 23 16,
E-Mail: joseph@meinegemein.de
Wir sind für Sie da:
donnerstags: 9–12 Uhr
dienstags: 15–18 Uhr
Sekretärin: Ursula Pyschik, Miriam Schmauder



St. Nikolaus | Himmelgeist

Nikolausstraße 22, 40589 Düsseldorf,
Tel: 75 44 85, Fax: 8 89 31 17,
E-Mail: nikolaus@meinegemein.de
Wir sind für Sie da: mittwochs: 16–18 Uhr
Sekretärin: Bettina Winkel



St. Maria in den Benden | Wersten

Dechenweg 40, 40591 Düsseldorf



Franz von Sales | Wersten

Siegburger Str. 165, 40591 Düsseldorf

Seelsorgeeinheit Düsseldorfer Rheinbogen

Wir sind für Sie da!

Ansprechpartner:

Pfarrer Frank Heidkamp

Burscheider Str. 20, Tel. 76 31 05,
E-Mail: frank.heidkamp@meinegemein.de

Kaplan Pater George Njonge

Am Langen Weiher 21, Tel. 1675392
E-Mail: george.njonge@meinegemein.de

Diakon Ulrich Merz

Am Broichgraben 73, Tel. 8 89 35 08,
E-Mail: uli.merz@meinegemein.de

Pastoralreferent Martin Kürble

Nikolausstr. 22, Tel. 8 89 31 16,
E-Mail: martin.kuerble@meinegemein.de

Kirchenmusiker:

Kantorin Pamela König

Tel: 7 94 82 67,
E-Mail: pamela.koenig@meinegemein.de

Kantor Rudolf von Gersum

Tel: 76 89 94,
E-Mail: rudolf.vongersum@meinegemein.de



Seelsorgeeinheit Düsseldorfer Rheinbogen

Begegnung – mit Gott und der Welt